

PIERRE MARTIN

Monsieur le Comte

und die Kunst des Tötens

KRIMINALROMAN

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe Oktober 2022
Knaur Taschenbuch
© 2022 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung und Illustration:
buxdesign | Ruth Botzenhardt
Satz: Daniela Schulz, Gilching
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-426-52711-5

2 4 5 3 1

PROLOGUE

Der Cimetière de Saint-Pancrace lag oberhalb von Roquebrune. Von hier hatte man über die roten Dächer der verwinkelten Altstadt hinweg einen fantastischen Blick aufs darunterliegende Meer. Oft war es so blau, dass es dem Namen der Küste alle Ehre machte: Côte d'Azur. Weil es hier so schön war, hatten viele Berühmtheiten den Friedhof als letzte Ruhestätte gewählt. So der irische Dichter William Butler Yeats. Auch die russische Großherzogin Alexandrowna Romanowa. Der legendäre Architekt Le Corbusier hatte seinen Grabstein selbst entworfen. Zudem hatte er sich einen bevorzugten Platz mit freier Sicht aufs Meer gesichert – in dem er makabrerweise später ertrank.

Wie fast jeden Tag suchten auch heute Verehrer Corbusiers nach dem Betonwürfel, der an ihn und seine Frau Yvonne erinnerte. Nicht so der junge Mann, der einige Reihen weiter oben vor einer marmornen Grabplatte stand und seinen Gedanken nachhing. Den Rücken hatte er dem Meer zugewandt. Es interessierte ihn nicht. Den Blick kannte er schon sein Leben lang. Von klein auf war er hierher mitgenommen worden. An das Familiengrab der Grafen Chacarasse. Seit Generationen lagen hier die Vorfahren begraben. Seine Vorfahren.

Lucien betrachtete die Grabplatte, deren eingemeißelte Namen und Geburts- sowie Sterbedaten er auswendig wusste. Bis hin zu seiner verstorbenen Mutter. Und seinem älteren Bruder. Ein Name fehlte noch. Der seines Vaters. Die Beisetzung hatte erst gestern stattgefunden. Blumen lagen auf dem Grab. An das mächtige Kreuz am Kopfende war ein Bild seines Vaters gelehnt. Ernst sah er aus und sehr ehrwürdig. Dazu ein Trauerband: »Alexandre Comte de Chacarasse. Il nous a quitté.«

Lucien schluckte. Ja, sein Vater hatte sie verlassen. Plötzlich und unerwartet. Unter dramatischen Umständen, die niemanden etwas angingen. Die ein Geheimnis bleiben würden. Wie so vieles, was sich unter dieser Grabplatte verbarg. Die Welt würde nie davon erfahren. Er faltete die Hände. Auf dem Marmor stand das Familienmotto: »Obligé aux vivants et aux morts«. Verpflichtet den Lebenden und den Toten. Darunter zwei gekreuzte Säbel. Wie das zu interpretieren sei, blieb jedem überlassen. Die wahre Bedeutung kannte nur der engste Kreis der Familie. Und von dem war kaum noch jemand am Leben. Er selbst würde alles dafür geben, den tieferen Sinn des Leitspruchs vergessen zu können. Aber er hatte seinem Vater auf dem Sterbebett ein Versprechen gegeben. Er war eine Verpflichtung eingegangen. Nämlich die Verpflichtung, die jahrhundertalte Tradition der Familie fortzusetzen. Ihm war bewusst, dass er über die nötigen Fähigkeiten verfügte. Dass er alle Voraussetzungen mitbrachte – bis auf eine. Daran würde er scheitern.

Vor ziemlich genau zwei Wochen wurde Luciens Leben aus der Bahn geworfen. Von einer Stunde auf die andere. Ohne Vorwarnung.

Als er am späten Vormittag durch Villefranche-sur-Mer lief, war er noch bester Laune. Eine Bekannte, die ihm begegnete, blond und *très sexy*, begrüßte ihn mit Küßchen und meinte, man müsse sich mal wieder verabreden. Super Idee. Dumm nur, dass ihm gerade ihr Name nicht einfiel. Aber er war auch erst vor einer halben Stunde aufgestanden. Da konnte so was passieren.

Vor der Chapelle Saint-Pierre warteten Touristen auf Einlass. Nicht, weil sie besonders fromm waren, sondern weil sie Jean Cocteau bewunderten, der sie ausgemalt hatte. Lucien hätte sie auch in das Haus seines Vaters auf Cap Ferrat einladen können. Dort hatte Cocteau, der ein Freund der Familie gewesen war, das Esszimmer gestaltet. Aber natürlich würden Gäste keinen Einlass bekommen. Fremden gegenüber war sein Vater ausgesprochen abweisend. Lucien lächelte. Erst recht, wenn sie so schlecht angezogen waren wie die Touristen vor der Chapelle Saint-Pierre.

Er selbst trug ein verwaschenes Polo über ausgefransten Bermudas. An den Füßen Flipflops. Damit würde auch er dem konservativen Geschmack seines Vaters nicht

entsprechen. Aber bei ihm machte er eine Ausnahme. Er billigte ihm zu, mit Anfang dreißig weniger Wert auf sein Äußeres zu legen. Bei Familienfeierlichkeiten, von denen es nicht viele gab, holte Lucien seinen einzigen Anzug aus dem Schrank. Mit dem Wappen der Grafen von Characasse auf der Brusttasche.

Hinauf in die Altstadt nahm er zwei Stufen auf einmal. Dann stand er vor dem Restaurant *P'tit Bouchon*. An der Tür ein Schild: *Fermé! Jour de repos!* Dass das Lokal geschlossen hatte, überraschte ihn nicht. Den wöchentlichen Ruhetag hatte er selbst festgelegt. Schließlich gehörte ihm das Restaurant. Weshalb er auch einen Schlüssel besaß.

Kaum war er drin, machte er die Tür gleich wieder zu. Es sollte nur keiner auf die Idee kommen, es könnte doch geöffnet haben. Er wollte sich nur schnell ein Omelett zubereiten. Das machte er häufig am Ruhetag. Mit Zwiebeln, Tomaten, Käse und Speck – und reichlich Chili. Lucien hatte es gerne scharf. Das weckte die Lebensgeister. Als er sein Handy aus der Gesäßtasche zog, um es neben einem Hackbrett abzulegen, stellte er fest, dass es sich von selbst abgestellt hatte. Weil er vergessen hatte, über Nacht den Akku aufzuladen. Lucien grinste. Hatte auch einen Vorteil. So musste er es nicht auf stumm stellen. Er hatte keine Lust, am *jour de repos* Tischreservierungen entgegenzunehmen. Es wurde höchste Zeit, sich ein zweites Handy zuzulegen. Zwar war das Lokal seine Leidenschaft, aber es gab Grenzen – auch für Leidenschaften.

Das *P'tit Bouchon* hatte er vor zwei Jahren eröffnet. Dabei hatte er nie vorgehabt, ein eigenes Lokal zu besitzen. Der Gedanke war spontan an einem langen Abend gereift. Er war mit Roland zusammengesessen, einem

befreundeten Koch, der gerade eine neue Anstellung suchte. Nach der ersten Flasche Wein fiel Lucien ein, dass in Villefranche-sur-Mer, nicht weit von seiner Wohnung, ein Restaurant wegen eines Todesfalls geschlossen hatte und zum Verkauf stand. Was schade war, weil er dort häufig gegessen hatte und die Atmosphäre mochte. Während der zweiten Flasche Wein dachte Lucien, dass es vergnüglich sein müsste, in seinem eigenen Lokal Stammgast zu sein. Man bekäme zuverlässig einen Tisch. Der Koch müsste kochen, worauf er Lust hatte. Das Servicepersonal wäre immer freundlich und zuvorkommend. Die Weinkarte wäre gut sortiert – weil er sich höchstpersönlich darum kümmern würde. Und Roland hätte einen neuen Job ... Bei der dritten Flasche Wein war er zwar nicht mehr zurechnungsfähig, aber er besiegelte mit Roland den Deal per Handschlag. Einen Namen für das Lokal hatten sie auch schon. Inspiriert von den gerade entkorkten Flaschen drängte er sich förmlich auf: *P'tit Bouchon*, der kleine Korken.

Nicht vorausgesehen hatte Lucien, dass Roland zwar gut am Herd war, aber kein Restaurant managen konnte. Weshalb er notgedrungen selbst die Führung übernommen hatte. Was sogar Spaß machte, aber keine Dauerlösung sein konnte. Darauf bestand schon sein Vater, der ihm unmissverständlich klargemacht hatte, dass selbst ein »schwarzes Schaf« irgendwann zur Besinnung kommen müsse. Ein Comte de Chacarasse dürfe sich zwar einige Extravaganzen gönnen, sei aber nicht dazu bestimmt, als »Kneipenwirt« zu enden. Den Ausdruck fand Lucien zwar despektierlich, aber es war wohl richtig, dass er dafür nicht an einer *école supérieure* hätte studieren müssen. Auch könnte er, so ein Argument seines Vaters, im *P'tit Bouchon* keine seiner »Spezialkenntnisse«

anwenden, die er sich seit früher Kindheit auf seinen Druck hin angeeignet hatte. Darauf allerdings konnte er gerne verzichten ...

Lucien hackte gerade Zwiebeln, als er aus den Augenwinkeln eine Ratte sah, die über den Küchenboden huschte. Ein Problem, das sie in der Altstadt von Villefranche nicht gelöst bekamen – und zudem den Hygienevorschriften in einem Restaurant widersprach. Bei Lucien setzte ein Reflex ein. Ohne eine Sekunde zu zögern, warf er mit dem Küchenmesser nach der Ratte ... und obwohl sie fast drei Meter entfernt war, traf er sie präzise. Die scharfe Klinge durchbohrte sie ...

Lucien erstarrte. Erschrocken blickte er auf die tote Ratte. Erschrocken über sich selbst und seine Reaktion. Das war jene Seite an ihm, die er nicht mochte. Die er verabscheute. Seine Treffsicherheit dagegen überraschte ihn weniger. So etwas verlernte man nicht. Wie so vieles andere.

Ihm war der Appetit auf sein Omelett vergangen. Er entsorgte die Ratte, machte in der Küche sauber, steckte sein ausgeschaltetes Handy in die Tasche – und lief durch den verdunkelten Gastraum, um das *P'tit Bouchon* zu verlassen. Außen vor der Tür stand ein Mann und klopfte dagegen. Musste das sein? Kapierte der Typ nicht, dass das Lokal geschlossen war?

Lucien wollte ihn zurechtweisen, da erkannte er Paul, der bei ihm den Service leitete, aber keinen Schlüssel besaß. Er hatte einen roten Kopf und war so aufgeregt, dass er kaum Luft bekam. So hatte ihn Lucien noch nie gesehen. Paul war ein Hüne von Mann und nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen.

»Lucien, du bist am Handy nicht erreichbar ...«, japste er.
»Ich weiß, der Akku ist leer. Was gibt's so Dringendes?«

»Mich hat die Haushälterin deines Vaters angerufen ...«

»Rosalie? Sie hat deine Nummer?«

»Ich bin ihr Neffe ...«

»Wusste ich gar nicht.«

»Erzähl ich dir ein anderes Mal. Du sollst dringend nach Hause kommen, deinem Vater geht es nicht gut. Rosalie meint, es sei wirklich ernst. Er will dich noch mal sehen ...«

Noch mal sehen? Hörte sich so an, als ob es mit seinem Vater zu Ende ginge. Aber das konnte nicht sein. Er war erst Anfang sechzig und bei bester Gesundheit. Vor zwei Tagen noch hatte er mit ihm eine Runde Tennis gespielt.

»Gib mir bitte dein Handy«, forderte er Paul auf.

Der wählte schon Rosalies Nummer und reichte ihm den Apparat.

Rosalie war für Lucien eine Herzensperson. Sie war trotz ihres hohen Alters noch ziemlich rüstig. Und sie war schon so lange im Haushalt, wie er sich erinnern konnte. Sie hatte auf ihn aufgepasst, als er klein war. Sie war wie ein Familienmitglied.

»Rosalie, ich bin's. Was ist passiert?«

»Lucien, mein Lieber, du musst jetzt stark sein, dein Vater liegt im Sterben. Unser Hausarzt ist bei ihm. Er sagt, man könne nichts mehr machen ...«

Ihm lief es kalt den Rücken runter.

»Hatte er einen Schlaganfall?«

»Nein, viel schlimmer. Der Comte will dich unbedingt noch sprechen. Unter vier Augen. Du musst dich beeilen.«

2

Lucien rannte zu seiner Vespa, die in einem nahe gelegenen Hof geparkt war. Er startete den Motorroller und fuhr mit Vollgas entgegen einer Einbahnstraße auf kürzestem Weg zur Petite Corniche. Er musste einigen Autos ausweichen, die auf ihn zukamen. Ihr Gehupe ignorierte er. Auch einen Stinkefinger, der ihm entgegengestreckt wurde. Auf den engen und chronisch verstopften Straßen der Côte gab es kein schnelleres Fortbewegungsmittel als ein motorisiertes Zweirad – vorausgesetzt, man hielt sich an keine Verkehrsregeln. Was Lucien auch sonst nicht tat. Heute waren sie ihm erst recht egal. Von Villefranche-sur-Mer war es nur ein Katzensprung hinüber zum Cap Ferrat auf der anderen Seite der Bucht. Die grüne Halbinsel trennte Nizza vom nahe gelegenen Monaco. Hinter hohen Hecken versteckten sich altherwürdige Anwesen. Auch jenes der Grafen von Chacarasse.

Lucien schlängelte sich durch einen Verkehrsstau, bewältigte die kurze Strecke in Rekordzeit, um dann in einer scharfen Kurve nach Süden auf das Kap abzubiegen. Trotz der Kürze und obwohl die rasende Fahrt eigentlich seine volle Aufmerksamkeit erforderte, schossen ihm viele Gedanken durch den Kopf. Dass sein Vater im Sterben lag, wollte und konnte er nicht glauben. Er hatte ein durchaus gespanntes Verhältnis zu ihm. Aus vielerlei

Gründen. Dennoch liebte er ihn. Dass er jetzt von ihm gehen könnte, sprengte seine Vorstellungskraft. Schließlich hatte er nur noch ihn. Seine Mutter Laetitia, eine gebürtige Italienerin, war vor einigen Jahren an Krebs gestorben. Ihren Verlust hatte er noch immer nicht verarbeitet. Sein älterer Bruder Raymond, der seinem Vater hörig gewesen war und alles getan hatte, was Lucien beharrlich verweigerte, war vor zwei Jahren mit dem Motorrad tödlich verunglückt. Auf der Route de la Turbie, nicht weit von der Stelle, wo Gracia Patricia von Monaco ums Leben gekommen war. Wer blieb noch? Onkel Edmond? Er mochte ihn nicht ...

Das schmiedeeiserne Tor zum Anwesen stand offen. Das kam sonst nie vor. Die *Villa Béatitude* konnte man von hier nicht sehen. Erst ging es durch einen kleinen Park, dann über eine gekieste Auffahrt. Vor dem Eingang parkte der Peugeot des Hausarztes. An der schweren Haustür gab Lucien den Nummerncode ein. Dann legte er den Daumen auf den Fingerabdruckscanner. Sein Vater war ein Sicherheitsfanatiker.

Er eilte durch die Eingangshalle, vorbei an der Büste seines Urgroßvaters, die steinerne Treppe hinauf in den ersten Stock. Rosalie kam ihm entgegen. Ihr Gesicht war verheult.

Er nahm sie in den Arm. »Komme ich zu spät?«, fragte er.

»Nein, aber Docteur Moreau rechnet jede Minute mit dem Ableben des Grafen. Dein Vater kämpft dagegen an, weil er dich unbedingt noch sehen möchte.«

»Was ist passiert? Warum kommt er nicht ins Krankenhaus, wo man ihn vielleicht retten könnte?«

»Weil es zu spät ist. Dein Vater erwartet dich in seinem Schlafzimmer. Moreau ist bei ihm.«

Lucien wusste nicht, ob er anklopfen sollte. Oder die Tür einfach aufstoßen und hineinstürzen? In das Zimmer eines Sterbenden?

Leise drückte er die Klinke herunter und spähte in den abgedunkelten Raum. Die schweren Damastvorhänge waren zugezogen. Einige Kerzen brannten. Im Hintergrund gedämpfte Klänge eines Klaviers. Lucien erkannte eine Nocturne von Chopin.

Sein Vater achtete auch angesichts des Todes auf Stil. Oder Rosalie, die seine Vorlieben kannte.

Moreau, der am Bett stand, drehte sich um und begrüßte Lucien. Er nahm ihn zur Seite.

»Ich muss Ihnen die Wahrheit sagen. Ihr Vater ist in den Rücken geschossen worden. Die Kugel hat zwar die Wirbelsäule verfehlt, aber im Bauchraum schlimme Verletzungen angerichtet. Selbst wenn er sofort in die Notaufnahme gekommen wäre, hätte er kaum überlebt. Er hat massive innere Blutungen, und auch lebenswichtige Organe wurden verletzt. Ich kann nur versuchen, seine Schmerzen zu lindern.«

»Wie lange noch?«

»Eigentlich müsste er schon tot sein. Aber er hat einen starken Willen.« Moreau klopfte Lucien aufmunternd auf die Schulter. »Gehen Sie zu ihm. Ich lasse Sie jetzt allein.«

Lucien atmete tief durch. Die nächsten Schritte waren die schwersten seines Lebens.

Über dem Bett spannte sich ein Baldachin. Ein Ständer mit zwei Infusionsflaschen. Er hörte den schnarrenden Atem seines Vaters.

Lucien beugte sich über ihn und gab ihm einen Kuss auf die Stirn.

»*Papa, je suis là*«, sagte er leise.

Alexandre schlug die Augen auf. Mit einer Hand tastete er nach Lucien.

»Ja, du bist hier. *C'est bien!*«, flüsterte er.

»Hast du große Schmerzen?«

Er verzog das Gesicht. »Ging mir schon mal besser.«

»Warum spritzt dir Moreau kein Morphium?«

»Tut er doch. Aber nicht zu viel, ich will bei klarem Verstand bleiben. Das ist wichtig ...«

Weil er nicht weitersprach, stellte Lucien eine Frage.

»Wer hat auf dich geschossen?«

Er rang nach Luft. »Es gibt Wichtigeres.«

Lucien spürte, wie sich die Hand seines Vaters verkrampfte.

»Mein Sohn, dein Bruder ist tot, jetzt musst *du* das Erbe antreten. Mit allen Konsequenzen ...«

Lucien schluckte. Ihm war klar, dass sein Vater nicht das materielle Erbe meinte, sondern das Vermächtnis seiner Vorfahren. Das »Erbe« der Grafen von Chacarasse war eine schwere Last, die zu tragen er nicht bereit gewesen war. Sein Bruder hatte dies übernommen. Aber Raymond lebte nicht mehr. Jetzt blieb nur noch er.

Alexandre sprach stockend weiter. »Du weißt, wir haben dem Vatikan gedient ... ist schon lange her. Die Medici haben unsere Dienste in Anspruch genommen. Die Bourbonen. Napoleon hat uns in den Adelsstand erhoben. Mit den Grimaldis von Monaco sind wir weitläufig verwandt. Garibaldi ...« Er rang nach Luft.

Er sollte seine Kraft nicht mit der Familiengeschichte vergeuden, dachte Lucien. Natürlich kannte er diese. Vor allem die dunklen Kapitel. Die Grafen von Chacarasse gingen seit Jahrhunderten einem geheimen Gewerbe nach, das auf alten Traditionen fußte. Die Chacarasse verstanden sich als Assassinen. Was in der wörtlichen

Übersetzung »Mörder« bedeutete. Aber sie hatten nichts gemein mit den gleichnamigen Glaubenskriegern des Mittelalters. Sie waren weder fanatisch, noch hatten sie eine Mission. Auch verfolgten sie grundsätzlich keine persönlichen Ziele. Die Chacarasse waren »Dienstleister«, die das Töten zur Kunstform erhoben hatten. Wenn sie einen Auftrag bekamen, wickelten sie ihn ab – verschwiegen und effektiv. Mit kühler, professioneller Distanz. Von den Niederungen krimineller Milieus trennten sie Welten. Auf dieses Niveau ließen sie sich nicht herab. Ihre »Kunden« kamen aus höchsten Kreisen.

»Lucien, von Kind auf bist du ausgebildet worden, unsere Familientradition fortzusetzen«, fuhr Alexandre fort. »Du warst talentierter darin als dein Bruder. Aber du hattest Skrupel. Wahrscheinlich ein Erbe deiner Mutter Laetitia, die ich sehr geliebt habe ... die aber eine weiche Seele hatte ...«

Es war offensichtlich, wie sehr Alexandre das Sprechen anstrebte. Aber er zwang sich dazu, zusammenhängende Sätze zu formulieren. Disziplin und Konzentration – auch das war eine Maxime seines Vaters.

»Raymond ist von uns gegangen. Ich folge ihm nun. Damit ich meinen Frieden finden kann, musst du mir etwas versprechen ... Das kann ich dir nicht ersparen ...«

Alexandre griff sich an den Hals. Lucien wusste, was folgen würde, welches Versprechen er seinem Vater geben sollte. Fast hoffte er, dass sein Vater sofort sterben würde. Noch in dieser Sekunde. Bevor er seine Bitte aussprechen konnte. Ein grausamer Gedanke. Aber das Versprechen war noch viel grausamer.

»Du bist ein Chacarasse. Lucien, versprich mir, dass du die Tradition der Familie fortsetzen wirst. Erweise unserem Namen alle Ehre. Setze einen Sohn in die Welt, der

in der nächsten Generation weitermacht. Gemäß unserem Leitspruch: *Obligé aux vivants et aux morts*. Wir stellen keine Fragen ... Wir ersparen den Delinquenten unnötiges Leid ...«

Alexandre röchelte. Er war mit seiner Kraft am Ende.

»Lucien ... schwöre es ... bei allem, was dir heilig ist!«

Lucien überlegte, was ihm heilig war. Nicht viel. Aber er liebte seinen Vater, der gerade unter Qualen aus dem Leben schied. Konnte er seinen letzten Wunsch abschlagen?

»Bitte, Lucien, bitte ...«

Die Hand seines Vaters verkrampfte sich.

»Bitte ...«

Luciens Widerstand war gebrochen. Er konnte nicht anders.

»*Naturellement, mon papa, je te le promets!*«

Lucien atmete tief durch. Mit diesem Versprechen hatte er seinem Vater den Abschied erleichtert. Und sich selbst ins Unglück gestürzt.

»*Merci, mon fils. Que Dieu te bénisse!*«, flüsterte Alexandre.

Ob ihn Gott für ein Versprechen segnen würde, das gegen das fünfte Gebot verstieß? Wohl kaum.

Die Hand seines Vaters erschlaffte. Der rasselnde Atem verstummte. Ein kurzes Stöhnen – dann war es vorbei.

3

Eine Stunde später verabschiedete sich der Arzt. Nicht ohne Lucien ein weiteres Mal sein tief empfundenes Mitgefühl auszudrücken. Eine Kleinigkeit wäre noch zu besprechen, sagte er sichtlich verlegen. Wie der junge Herr Graf sicherlich wisse, seien Schussverletzungen meldepflichtig. Erst recht, wenn sie zum Tode führten. Mit dem Comte habe er kurz vor Luciens Eintreffen vereinbart, dass er auf dem Totenschein ein Ableben aufgrund eines Herzinfarktes bescheinigen werde. Auch habe er ein Bestattungsunternehmen an der Hand, das den Leichnam ohne weitere Fragen abholen und gleich morgen früh im Krematorium einäschern werde.

Lucien nickte. Er verstand. Der Asche in einer Urne würde man nicht ansehen, wie der Verblichene zu Tode gekommen war. Natürlich durfte es keine polizeiliche Ermittlung geben. Sein Vater hatte es zeitlebens verstanden, nie mit Gewalttaten in Verbindung gebracht zu werden. Das musste auch über seinen Tod hinaus gelten. Selbst dann, wenn er jetzt selbst Opfer einer solchen geworden war.

»Da sind wir uns einig«, sagte Lucien. »Ich danke Ihnen für Ihre Diskretion.«

»Ist doch selbstverständlich. Wie Sie wissen, hatte schon

mein Vater die Ehre, Ihrer Familie als Hausarzt zu dienen. So etwas verpflichtet.«

Schön, dass er das so sah. Was aber gab es dann noch zu besprechen?

Moreau hüstelte.

»Meine ärztliche Leistung wird quasi außertariflich vergütet«, half er ihm auf die Sprünge.

Jetzt fiel bei Lucien der Groschen.

»Aber natürlich. Nennen Sie mir Ihr Honorar, und ich werde sofort die Zahlung anweisen.«

Moreau knetete seine Finger.

»Wir haben eine etwas andere Vereinbarung getroffen. Der Comte hat mir einen Blankoscheck zugesichert. So haben wir das schon in anderen Fällen gehandhabt, wenn Sie verstehen. Ich trage dann eine Summe ein, die mir angemessen erscheint. Wobei ich Ihnen versichern darf, dass ich keine übermäßige Forderung stelle.«

Eine ungewöhnliche Vorgehensweise. Aber Lucien sah keinen Grund, an der Aussage des Doktors zu zweifeln.

»So machen wir das. Den Scheck bringe ich Ihnen in den nächsten Tagen vorbei.«

Moreau reichte ihm die Hand.

»Ich freue mich, dass ich in dieser schweren Stunde einen neuen Freund gefunden habe. Monsieur le Comte, auf eine gute Zusammenarbeit.«

Lucien verstand nicht genau, wie er das meinte. Hatte Moreau häufiger falsche Totenscheine ausstellen müssen? Oder gab es andere Formen der Zusammenarbeit, von denen er nichts wusste? Die Zeit würde es zeigen. Wie wahrscheinlich vieles, vor dem er sich fürchtete.

Lucien begleitete den Arzt zum Ausgang. Rosalie war nirgends zu sehen.

Auf der Schwelle blieb Moreau stehen.

»Was ich Ihnen noch sagen wollte: Die Kugel, die den Grafen getötet hat, ist vorne wieder ausgetreten. Sonst hätte ich sie rausoperiert und Ihnen gegeben. Vielleicht hätte sie Ihnen bei der Suche nach seinem Mörder weitergeholfen.«

»Ja, womöglich. Vielen Dank jedenfalls.«

Nachdenklich schloss er hinter ihm die Tür. Der Arzt ging davon aus, dass er den Mörder seines Vaters suchen würde. Seltsamerweise war ihm der Gedanke noch gar nicht gekommen. Vermutlich handelte es sich um einen »Arbeitsunfall«. Ein Zielobjekt hatte sich zur Wehr gesetzt ... Sein Vater hatte keine Gelegenheit mehr gehabt, ihm den Namen seines Mörders zu nennen. Ihm war wichtiger gewesen, Lucien in die Pflicht zu nehmen, die Familientradition fortzusetzen. Er hatte von ihm nicht verlangt, ihn zu rächen. Weil es ihm nicht wichtig war? Für diesen kurzen Satz hätte seine Lebensenergie wohl noch gereicht.

Langsamem Schrittes lief Lucien durch das Foyer. Er sah auf seine Füße in den Flipflops. Die ausgefransten Bermudas ... Als ob er an den Strand zum Baden gehen würde. Stattdessen hatte er gerade von seinem Vater Abschied genommen. Nicht nur von ihm. Wohl auch von dem unbeschwerten Leben, das er bis heute geführt hatte. Außer ... ja, außer er würde das Versprechen brechen, das er seinem Vater auf dem Sterbebett gegeben hatte. Doch das würde er mit seinem Gewissen nicht vereinbaren können. Das Gegenteil aber auch nicht. Er war kein Mann, der andere Menschen umbrachte. Dazu war er nicht fähig – auch wenn er alle nötigen Techniken beherrschte. Was hatte sein Vater gesagt? Er wäre talentierter gewesen als sein Bruder? In sportlicher Hinsicht vielleicht, sonst gewiss nicht. Weshalb Raymond die Nachfolge angetreten

hatte. Er war frei von Skrupel gewesen. Es hatte ihm nichts ausgemacht. Leider lebte er nicht mehr.

Und nun? Lucien sah sich in einer ausweglosen Situation. Weder konnte er sein Versprechen brechen, noch konnte er tun, was von ihm verlangt wurde.

Eine Hoffnung gab es. Sein Vater hatte nie verraten, wie die Aufträge an ihn herangetragen wurden. Was also, wenn es einfach nicht geschah? Dann wäre er frei ... Ohne zu wissen, ob es plötzlich nicht doch passierte. Das sprichwörtliche Damoklesschwert über seinem Kopf. Er musste überlegen, wie er sich im Falle des Falles verhalten würde. Er brauchte eine Strategie. Doch er hatte keine Ahnung, wie diese aussehen könnte. Heute war der falsche Tag, darüber nachzudenken. Heute war ein Tag des Abschieds.

Lucien sah sich um. Wo war Rosalie?

Er machte sich auf die Suche und fand sie weinend am Küchentisch. Vor ihr eine Flasche Marc de Provence. Sie war halb leer. Lucien ging nicht davon aus, dass sie gerade alles selbst getrunken hatte. Obwohl es ihr zuzutrauen war. Sie vertrug einiges. Trotz ihres hohen Alters. Oder vielleicht gerade deshalb.

»Schenk mir auch ein Glas ein«, sagte er.

»Es geht nicht anders, wir müssen uns betrinken«, meinte sie.

»Das macht meinen Vater auch nicht mehr lebendig.«

»Aber es wäre in seinem ... seinem Sinne. Er würde mittrinken, das kannst du mir glauben. Er würde ...«

Sie hatte schon mal flüssiger gesprochen. Nüchtern war sie nicht mehr.

»Er würde mit uns anstoßen und auf das ... auf das Leben nach dem Tod trinken.«

»Das würde er«, bestätigte Lucien.